

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 114.

Dienstag, 5. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(3. Fortsetzung.)

„Du mußt jetzt tüchtig schlafen, damit du morgen frisch bist.“

Bill dachte an das Turnier, das am anderen Nachmittag begann.

„Ist denn wirklich kein Irrtum möglich, Stefan?“

Der blieb stehen und machte ein sehr böses Gesicht.

„Wenn nicht mal meine eigene Schwester zu mir hält —“

„Davon ist keine Rede, aber jeder Mensch kann sich doch mal irren.“

„Das hat dir wohl Herr Tarasi eingeredet?“

„Ich habe mit Herrn Tarasi nicht darüber gesprochen“, sagte Eliza beleidigt, drehte sich um und ging allein auf ihr Zimmer.

„Diese blöde Geschichte bringt uns noch um den Sieg im Turnier“, meinte Bill.

„Du scheinst auch keine anderen Sorgen zu haben.“

Stefan war wirklich wütend. Am liebsten hätte er irgend etwas in Stücke geschlagen, er wußte nur nicht was. Aber Bill war nicht der Mann, mit dem man sich zanken konnte, und so schlug er dem Freund begütigend auf die Schulter und zeigte ihm lachend sein starkes weißes Gebiß.

„Darum keine Feindschaft nicht, alter Junge. Wir werdens schon schaffen, und die andere Sache — sag mal, hast du eigentlich einen Verdacht?“ „Wie meinst du das?“ — Sie waren in der Hotelhalle angekommen und ließen sich durch den Lift hinauffahren, gingen aber oben gemeinsam in Stefans Zimmer, da er behauptet, noch nicht einschlafen zu können. Irgendeine Uhr schlug elf. Bill riß die Balkontür auf, daß die kühle Nachtlust die Vorhänge ins Zimmer trieb. Dann zog er den Rock aus, warf ihn auf das Bett, zog zwei Stühle auf den Balkon.

„Komm her, hier sieht sich's gut.“

„Ja, ich komme schon. Was meinst du vorhin mit dem Verdacht?“

„Na, wie es gesagt war. Ich fragte, ob du jemand im Verdacht habest, der die Ruverts vertauscht haben könnte?“

Stefan dachte lange nach, dann schüttelte er den Kopf.

„Nein, einen direkten Verdacht habe ich nicht. Vorteil von dem Tausch hatte Tarasi, aber er ist der einzige, von dem feststeht, daß er dieselben Karten wiederbekam, die er vorher hatte.“

„Ja, das kann ich bezeugen. Sein Spiel interessierte mich am meisten und auch Brooks stand im Moment, als das Spiel abgebrochen wurde, hinter ihm. Wir sahen beide, daß er drei Damen und zwei Jungen hatte und wunderten uns, daß er derart rangig, denn schließlich ist das ein recht mittelmäßiges Blatt bei derartigen Einsätzen. Dieselben Karten bekam er auch wieder.“

„Also schaltet Tarasi aus. Die anderen Herren sind einer solchen Gemeinheit nicht fähig.“

„Womit du sagen willst, daß Tarasi...“

„Ich habe nichts gesagt. Geh schlafen, Bill, ich will's auch versuchen. Jedenfalls haben die Leute, die uns das eingebracht haben, uns schön um unsere Ruhe gebracht.“

(Nachdruck verboten.)

5.

Im Salmenaal des Klubhauses saß noch spät in der Nacht ein ungleiches Paar. Der dicke Rabinowitsch, der sich voll Feuereifer in seine neue Mission gestürzt hatte, öffnete eben die dritte Flasche Sekt und goß die beiden Gläser voll.

„Sie trinken zuviel, Doktor“, jagte die schöne Gladys Turner, die seit einer halben Stunde ihm gegenüber saß und von den drei Flaschen höchstens zwei Gläser genossen hatte. Sie werden zu dick, Sie müssen Tennis spielen.“

„Habe ich versucht, meine Gnädige, aber es ebenso schnell wieder aufgesteckt. Dieser Sport ist nichts für mich. Man rennt stundenlang hinter einem Ball her, ohne ihn zu bekommen, man schwitzt sich halb tot, trinkt nachher mehr als sonst und wird doch immer dicker. Zudem finde ich, daß genug Leute diesem Sport huldigen, und wenn alle Tennis spielen wollten, würde es ja gar keine Zuschauer mehr geben.“

„Ein begeisterter Zuschauer sind Sie, das Zeugnis kann ich Ihnen ausstellen. Außerdem gebe ich zu, daß es manchmal interessantere Dinge gibt als Bälle kloppen. Zum Beispiel diese eigenartige Pokerpartie.“

„Um Gottes Willen!“

Er hielt sich den Mund zu, legte die fetten Finger auf die dicken Lippen, daß seine Brillanten im Mondschein funkelten.

„Nicht so laut. Es soll nicht darüber gesprochen werden. Woher wissen Sie überhaupt etwas davon?“

„Wie Sie sehen, spricht es sich herum. Aber seien Sie unbesorgt, ich spreche mit niemandem“ darüber.“

„Ich verdanke anscheinend die große Ehre, Sie unterhalten zu dürfen, Ihrem Interesse an dieser Affäre und Ihrer Wissenschaft, daß ich die sogenannte Untersuchung leite?“ — Gladys wollte, obwohl er recht hatte, aus Höflichkeit widersprechen, aber Rabinowitsch winkte ab und lachte dabei sein nettes rundes Lachen, das wie die Klänge eines fidelen Posthorns durch den Raum schallte.

„Lassen Sie, Gnädigste, ich kenne die Neugier der Damen und weiß, daß wir Männer dagegen nichts unternehmen können. Doch ist es mir nicht unlieb, auch mal mit einer Frau darüber zu sprechen, nachdem mir sieben Männer die Ohren vollgeflüstert haben. Außerdem brauche ich jemand, dem ich meine Gedanken auf den Präsentierteller lege, um meine Ideen, die in meinem armen Schädel wirr durcheinander laufen, etwas zu ordnen. Da Sie mich also als Aushorcher benutzen und ich Sie als Blichableiter benötige, sind wir gewissermaßen quitt. Prost!“

Nun mußten sie beide lachen. Der dicke Pole winkte dem Diener und ließ die vierte Flasche bringen. Dabei bemerkte er Stanley Glen, der aus dem Roulettessaal kam, und winkte ihn heran.

„Ist Ihnen doch nicht unangenehm?“

„Im Gegenteil“, sagte Gladys.

Glen kam herangeschlendert und grüßte salopp mit der Handfläche, die er huldvollst durch die Luft wirbelte.

„Sie werden drin stark beneidet, Doktor, weil Sie

mit der schönsten Frau Monte Carlos Champagner trinken dürfen."

"Reden Sie keinen Unsinn und sehen Sie sich her", lachte Gladys.

"Rüh die Hand, gnädige Frau. Darf ich mich an dem Gelage beteiligen? Seitdem ich nicht mehr Tennis spielen kann, habe ich mich mit Erfolg dem Trunke ergeben, genau so wie gewisse andere Leute, die noch nie Tennis gespielt haben."

"Womit Sie unmöglich den guten Doktor meinen können, denn der war mal ein großer Crac vor dem Herrn."

"Habe ich ja gar nicht gewußt. A propos, eigentlich wollte ich Sie gern etwas fragen."

Er machte eine bedeutsame Kopfbewegung zu Mrs. Turner.

"Sie können ruhig davon sprechen", sagte Rabinowitsch, "Mrs. Turner kennt die Vorgänge. Unschwer wird schon im ganzen Klub darüber gesprochen."

"So was läßt sich nicht vermeiden und wir wollen froh sein, wenn die Diskussionen innerhalb dieser Mauern gehalten werden können. Leider bin ich ja nicht Zeuge der Partie gewesen, aber man kennt doch die Herren, und wenn ich überlege, muß ich sagen, daß ich keinen einzigen einer solch unanständigen Schiebung für fähig halte."

"Und wie ist es mit Mr. Domscheid? Glauben Sie, daß er imstande ist, zu lügen und eine Behauptung aufzustellen, die jeder Grundlage entbehrt?"

Gladys sah ihn nicht an dabei, aber der Ton war doch so, daß Glen sich zu versichern beeilte, auch er sei der Ansicht, daß, wenn Domscheid sage, er habe falsche Karten, man das für eine gegebene Tatsache nehmen müsse.

"Davon muß man überhaupt ausgehen", sagte Dr. Rabinowitsch, "sonst hat die ganze Untersuchung keinen Zweck."

"Haben Sie schon mit den Beteiligten gesprochen?"

"Natürlich. Mit Ausnahme von Mr. Cool und Mr. Domscheid, denen ich die Nachtruhe vor dem Turnier nicht rauben wollte. Aber meines Erachtens sind diese Aussagen weniger belangvoll." — "Wieso?"

"Ich habe zuerst Mr. Zenzes gefragt. Der weiß im Grunde gar nichts zu sagen. Er hat in dem berühmten Spiel nicht mitgelebt, war also desinteressiert. Er weiß nur, daß er eine niedrige Karte hatte und sofort packte. Natürlich kann er sich ebenso wenig wie alle anderen erklären, auf welche Weise Domscheid andere Karten bekommen haben sollte. Dann hatte ich eine Unterredung mit Herrn vom Berg, dem der Vorfall besonders peinlich ist, weil die ganze Geschichte nicht hätte passieren können, wenn er nicht seinen Anfall gehabt hätte. Er ist übrigens der einzige, der keinen Eid darauf leisten kann, ob die Karten, die er später bekam, die gleichen waren."

"Aha, da kommen wir dem Geheimnis schon näher", bemerkte Stanley Glen.

"Kann ich nicht finden, denn dann hätten sich die beiden vertauschten Karten doch bei Herrn vom Berg finden müssen, oder sie konnten nur unter den abgelegten Karten sein."

"Da werden sie wohl auch liegen."

"Leider nein. Bei Abbruch des Spieles wurden aus begreiflichen Gründen die bereits abgelegten Karten vernichtet. Es bleiben also für den Umtausch selbst nur drei Möglichkeiten."

"Und die wären?", fragte Gladys, die gespannt zugehört hatte und das Trinken ganz den Herren überließ. — "Entweder hat Domscheid gelogen..."

"Das haben Sie selbst für unmöglich erklärt und das glauben Sie auch nicht", erwiderte sich Gladys.

"Aber meine verehrte gnädige Frau, Sie mißverstehen mich. Ich spreche hier nicht als Bekannter von Herrn Domscheid, sondern als Jurist..."

"Gewissermaßen als Staatsanwalt."

"Nein, ein Staatsanwalt hat andere Funktionen, aber als Jurist muß ich alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Entweder, sagte ich, hat Domscheid gelogen, oder aber einer der beiden anderen Herren, Watting-

ton und vom Berg, hat sich geirrt. Das heißt: einer von ihnen hat andere Karten bekommen, diese Tatsache aber verschwiegen."

"Schön, und der dritte Fall?"

"Ist der wahrscheinlichste und schwierigste. Dann müßte nämlich jemand aus Domscheids Karte zwei Blatt herausgenommen und diese durch zwei andere aus einem fremden Spiel ersetzt haben. Die Sache ist an sich nicht unmöglich, denn die benutzten Spiele sind immer ganz neu, und es gibt viele mit dem gleichen Rücken. Wenn man gebrauchte oder abgenutzte Karten benutzt hätte, wäre es unmöglich gewesen, ebenso abgenutzte zu finden, um einen Umtausch vorzunehmen. Und diese dritte und letzte Möglichkeit bietet doch einige Anhaltspunkte."

"Lassen Sie hören."

"Nehmen wir an, Domscheid hätte einen Reind, einen Gegner, einen, der ihm übel will. Der könnte doch Domscheids Karten umgetauscht haben."

"Zu welchem Zweck?"

Glen und Gladys fragten es zur gleichen Zeit.

"Mit dem Erfolg, daß Domscheid behauptete, seine Karten seien vertauscht. Mit dem Erfolg, daß die anderen Mitglieder das Gegenteil feststellten. Mit dem Erfolg, daß Domscheid in ein schiefes Licht gerückt wurde. Ist das nicht genug?" (Fortsetzung folgt.)

Baumblüte

Als ob die Nacht noch späten Schnee gebracht,
Sind weihbereift die frühlingstrischen Sänge;
Doch drüber jubilieren Vogelklänge,
Und wallt der Himmelsfahnen blaue Pracht.

Das dunkle Holz umflodt mit lichtem Schaum
Die von der Sonne wachgeküßte Blüte.
Aus Silberglanz, den Raufreif kalt versprühte,
Ward neuen Lebens duftig-zarter Traum.

Das Volk der Bäume schmückte sich zur Zier
Des hellen Tags mit dem Bufett der Kronen,
Und steht, der Einzugsfeier beizuwohnen,
Am Weg des Frühlings schimmerndes Spalier.

Heinrich Leis.

Maiglöckchen.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Nun, wo sich der Frühling endlich auf seine Pflicht besonnen hat und Wald und Flur im Schmuck von Grün und Blüten prangen, ist in den Gärten und Waldungen auch das Maiglöckchen zum Leben erwacht. Schon in aller Frühe ziehen Frauen und Kinder in die Wälder hinaus, um die zierlichen Glöckchen zu pflücken, durch deren Verkauf sich immerhin ein kleiner Nebenverdienst erzielen läßt.

Von jeher zählte das Maiglöckchen, auch Maiblume, Maishellchen oder Maililie genannt, zu den Lieblingsblumen des deutschen Volkes. Weil sie ihre zarten, duftenden Kelche im Monat der griechischen Göttin Maja erschließt, der zu Ehren man einst ein Frühlingsfest beging, hat die Blume den Namen Maiglöckchen erhalten. Bei unseren heidnischen Vorfahren war sie der Frühlingsgöttin Ostara geweiht, der das Osterfest seinen Namen verdankt. In die Opferfeuer Ostaras warf man neben anderen Blumen auch Maiglöckchen, die bei den alten Maifesten lange Zeit einen Hauptschmuck der Jungfrauen und Jünglinge bildeten, da sie in dem Ruf standen, Glück in der Liebe zu bringen. Als Liebesblume hat das Maiglöckchen denn auch bis auf unsere Zeit seine Bedeutung behalten.

In Sagen und Märchen spielt die Blume ebenfalls eine gewisse Rolle; eine mit Maiglöckchen geschmückte Jungfrau soll in mondhellsten Frühlingsnächten umherwandeln, und Sonntagskindern erscheinen, was angeblich ein nahe bevorstehendes glückliches Ereignis in der betreffenden Familie bedeutet.

Während des Mittelalters wurde das Maiglöckchen von den zahlreichen Quacksalbern für ihre Mixturen und Tränke benutzt. Weil ihre Blüten wie Tropfen niederhängen, glaubte man darin, wie man damals sagte, "die Signatur des Schlagflusses" zu erkennen. Die Pflanze wurde vor Sonnenaufgang, wenn die Tauperlen noch an ihr hingen, gesammelt und daraus durch einen Aufguss von Malvasier das einst berühmte "Aqua apoplectica Sartmani" gewonnen. —

Ein beliebtes Volksheilmittel bei Nervenleiden ist das Maiglöckchen schon seit aller Zeit in Rußland. — In besonders hohem Ansehen stand ehemals die vielblütige Maiblume (*Convallaria multiflora*), nach den merkwürdigen Abdrücken ihres Wurzelstockes einst Salomonsiegel genannt. Da man für diese Abdrücke, die an jener Stelle sich befinden, wo die früheren Blütenstengel standen, keine Erklärung wußte, so schloß man auf besondere geheimnisvolle Kräfte der Pflanze. Die Abdrücke sollten von König Salomo herühren, der die Maiblume angeblich beim Bau seines berühmten Tempels zum Zerspalten der Felsen benutzte. Das Salomonsiegel ist die in Märchen und Sagen häufig vorkommende Springwurz, mit deren Hilfe man verborgene Schätze heben zu können glaubte. — Bekanntlich enthält die Maiblume Giftstoffe, die sie vor Pflanzentressern schützt, das Convallamarin, eine scharf-draßig wirkende Substanz, und das Convallarin, ein Herzgift, welches dem im Fingerhut enthaltenen ähnelt. Innerlich angewendet oder unter die Haut gespritzt, beeinflusst Maiblumentinktur den Puls und den Blutdruck in keineswegs unbedenklicher Weise. Gegen Herzerkrankheiten angewendet, hat das in der Wurzel, den Blättern und Blüten enthaltene Gift schon viel Segen gestiftet. — Die Behauptung, daß der Duft der reizenden Blume den Menschen irgendwie gefährlich werden könne, ist natürlich in das Reich der Fabel zu verweisen.

Ein Radler und eine rote Lampe.

Von Waldemar Kellner (Berlin).

* Ede Leipziger- und Mauerstraße ist die Verkehrssampel in den Streit getreten, sie macht nicht mehr mit, sie hat es satt, auf Kommando abzuweichen mit einem grünen, einem gelben und einem roten Auge zu blinzeln, sie will mal blinzeln, wie es ihr paßt, und deshalb zeigt sie nun boshaft andauernd das rote Auge, das die Durchfahrt durch die Mauerstraße stoppt, und im Zuge der Leipziger Straße zeigt sie gar nichts, mögen die Menschen denken, was sie wollen, und tun, was sie wollen. Und die Menschen denken, wenn da gar kein Licht ist, gut, fahren wir lustig los, und der Verkehr im Zuge der Leipziger Straße ist permanent, aber auch die Wagen, die aus der Mauerstraße kommen, wollen nicht stillstehen, es gibt viel Geschimpf hin und her, und der Schupo an der Ede hat einen saueren Tag, worüber sich die Verkehrssampel diebisch freut.

Von der Krausenstraße her kommt ein Radler, es ist ein Bengel von 17 Jahren, kann auch 18 sein, er radelt nicht zum Vergnügen, er tritt ein Dreirad, das hinten so einen braunen Kasten hat, an dem steht „Delikatessenhandlung Siegfried Meyer“ oder vielleicht auch was anderes, und weil der Junge nicht zum Vergnügen radelt, deshalb hat er auch keine Eile, einmal legt er das Körpergewicht auf die rechte Seite und tritt mit dem rechten Bein, dann pendelt er nach der linken Seite und tritt mit dem linken Bein, ganz gemütlich geht das vor sich, wahrscheinlich hat ihn jemand im Geschäft geärgert, und nun denkt er: platen sollen sie! ... und seine Stupsnase unter der Schirmmütze schnüffelt in die Gegend, morien is Sonntag, und wenn der Wetter einliermachen is, wer'n wa schon Bainüßen finden, und wenn der Wetter nich einliermachen is, wer'n wa ooch ...

Stop! Rotes Licht. Der Junge streckt die Beine, gähnt einmal aus Herzensgrund, ist doch eine wunderschöne Einrichtung, diese Verkehrssampeln, immer hat man zwischen durch mal eine Pause. Der Junge schielt nach den Zeitungen, die vor dem Verkaufstand an der Ede aushängen, weithin sind die biden Überschriften zu erkennen, es interessiert ihn aber nichts, die Raubmörder sind offenbar faul gewesen, und nun müßte ja eigentlich das gelbe Licht aufleuchten, aber Neese, das scheint heute hier eine rote Angelegenheit von Dauer zu sein, auch schön, nur die Rube macht's, bei rotem Licht muß man warten, da gibt's gar nichts.

Der Verkehrsschupo ist eifrig bemüht, die Verwirrung an der Ede zu mildern, Bierradbremsen kreischen, der Autobus schwankt, als sei er beschidert, bedauernde Fußgänger springen wie Rängurubis über den Damm, und der Bengel mit der braunen Kiste von Siegfried Meyer hinten auf dem Dreirad sieht sich das an und leizt, er hat sich eine Zigarette angezündet, denkt gar nicht ans Weiterfahren, bei rotem Licht muß man halten.

Das unbewegliche Dreirad in der trabbelnden Flut des Verkehrs ist ein ärgerliches Hindernis, die Taxameterhaupteure und die Herrenfahrer und die Lastwagenkutscher machen aus ihren Empfindungen kein Hehl, Liebfolungen regnen herab auf den Radler mit der braunen Kiste von Siegfried Meyer, er kann sich aussuchen, was er am liebsten sein möchte: ein Trottel, ein Idiot oder ein doofer Affe, aber ihn kümmert das alles nicht sehr, er pafft seine Zigarette,

und zuweilen jagt er über die Schulter weg: „Hast die Klappe!“

Jetzt wird der Schupo aufmerksam, er zögert einen Augenblick, er weiß nicht recht, was er tun soll, wo doch bei dieser Ampel eine Schraube locker ist oder auch zwei, wenn er seinen Posten verläßt, kann es in der nächsten Sekunde trafen, und dann sitzen zwei Autos aneinander, und das Malheur ist geschehen. Der Schupo brüllt: „Hallo!“, und winkt dem gemütlich qualmenden Radler, er soll machen, daß er weiterkommt. Aber das nützt nichts. Meyers Radler hat ein harmloses Kindergeßicht, mein Name ist Dase, denkt er, und er sitzt auf seinem Dreirad, als wenn er im Lehnstuhl mit den Radiohörern eingeschlafen wäre.

Dem Schupo wird die Sache zu bunt, er läßt alle Gedanken fallen, geht mit mächtigen Schritten zur Strakenede und pfeift Meyers Radler ganz gefährlich an.

„Nanu, Herr Wachtmeeßter,“ sagt der Junge, und alles an ihm ist ehrlichste Verblüffung, „daß ich mir nicht wundere! Da is doch rotes Licht, und bei rotem Licht haste zu warten, hat mein Chef jesagt, und wenn ich mit'n Strafmandat nach Hause komme ... nec, der kann ich mir nicht leisten, Herr Wachtmeeßter, der muß ich aus meine eigene Tasche bezahlen.“

„Weiterfahren!“ schnauzt der Schupo, dem die Galle überläuft, aber Meyers Radler denkt gar nicht daran, er audt nur die Schultern, zeigt nach oben, wo das rote Auge der Ampel höhnisch lacht, und sagt: „Bedauere, Herr Wachtmeeßter, aber ich kann mir nicht in Feienjas zur Vakehrsordnung sehen.“

„Ich sage Ihnen doch ...“, fährt der Schupo auf, hat indessen kein Glück, denn Meyers Radler hebt energisch abwehrnd die linke Hand. „Det is Ihre Privatmeinung, Herr Wachtmeeßter,“ sagt Meyers Radler, „wir halten uns an die Vakehrsordnung, und was mein Chef is, der hat jesagt ...“

„Zum Teufel mit Ihrem Chef!“

„Man nicht so heftig mit den offen Mann!“

„Ich fordere Sie jetzt zum letztenmal auf, sofort weiterzufahren!“

„Wat denn! Wat denn!“ empört sich nun Meyers Radler. „Als ob ich nich Dogen in'n Kopf hätte! Kienen Se doch, is immer noch rotes Licht.“

„Die Ampel ist kaputt, zum Donnerwetter! Und nun weiterfahren, fix!“

„Tut mir leid, Herr Wachtmeeßter, ich kann den Vakehr nich durcheinanderbringen, der kann ich mit mein' Gewissen nich vaeinbaren ...“

Der Schupo packt Meyers Radler am Arm, was zuviel ist, ist zuviel, Passanten haben einen Kreis gebildet, dreißig, vierzig Menschen verfolgen die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit, sie sind neugierig, was nun wohl geschehen wird. „Ich bringe Sie zur Wache!“ schreit der Schupo.

Meyers Radler entgegnet sehr gelassen: „Na, und wat wird denn hier an der Ede?“

Der Schupo ist entgeistert, die Menschen ringsum haben Gesichter wie Spikmäule, sie lachen nicht, aber ihre Nasen wedeln verängstigt, die Augen kullern, der Schupo merkt, daß er so nicht weiterkommt, läßt den Bengel los, stemmt die Arme in die Hüften und ist gewiß, die Situation durch ein Wort zu retten, da ...

Da zeigt Meyers Radler glückstrahlend nach oben, die Verkehrssampel hat das rote Auge zugeklappt und das grüne aufgemacht, dreißig, vierzig Menschen und ein Schupo starren nach der Verkehrssampel an der Ede Leipziger- und Mauerstraße.

„Nu jahr ich weiter, Herr Wachtmeeßter,“ sagt Meyers Radler, tritt in die Pedale, gondelt davon.

Ein Häuflein Menschen lacht aus vollem Halse. Der Schupo nimmt den Tschako ab, wischt sich die Stirn. „Bitte, weitergehen,“ leuzt er. Der Autobus 5 rattert über die Kreuzung.

Die vier Federn.

Von Gustav Halm-Köln.

Gott, wie man sich so trifft, — man kann eigentlich nicht sagen, daß es absichtlich geschieht, — man trifft sich eben. Zufällig. Die einen treffen sich auf dem Markt, die andern an der Kirchentür, die dritten im Wirtshaus. Und so hatten sich auch diese vier getroffen, die Spiralfeder aus der Bettmatratze, die alte Schreibfeder, die gelbe Hühnerfeder und die Pfauenfeder. Wo — nun wir werden's ja hören.

„Sieh da, man ist doch unter keinesgleichen“, sagte zuerst die Hühnerfeder. „Es ist zwar nur entfernte Verwandtschaft, aber doch Verwandtschaft. Die ganze Familie Feder!“

„Verwandtschaft?! Pah!“ machte die Pfauenfeder. „Die Feder sträubt sich einem, das Verwandtschaft zu nennen! Wer hat, wie ich, im Schweiß des königlichen Vogels geseht?“

"Gestatten Sie", sagte die Hühnerfeder. "Ich bin auch vom Hofe! Die Henne, zu der ich gehörte, war, was die Eier anbetrifft, die Haupt-Hof-Lieferantin! Und zudem war sie die Lieblingskuckuckin des bunten Hahns!"

"Da sollten Sie erst die Geschichte von uns Bettfedern hören!" warf die Spiralfeder ein.

"Bettfedern? Ich sehe keine", sagte die Hühnerfeder. "Echte Bettfedern sind das Feinste vom Feinen, sind der zarteste Flaum, sind die Elite unter uns natürlichen Federn. Aber Kunstprodukte, — ich sage: Kunstprodukte, bitte! — sollten sich nicht gleich die hochtrabendsten Namen beilegen!"

"Und ich bin doch eine Bettfeder!" beharrte die Spirale. "Freilich nicht so ein leichtes, loses, wirbliches Ding, das im Winde tanzt, nicht pflaumenweicher Flaum, der zu nichts taugt, als die Leute zu verwöhnen und zu Faulenzern zu machen, — nein! Solid sind wir, solid! Unverwundlich. Fabrikmarke Paradiesbett! Die Grundlage eines gesunden Schlafes und aller himmlischen Träume!"

"Nichts geht über Federn aus Stahl", stimmte jetzt die Schreibfeder bei. "Früher, als die Menschen noch rüchständig waren, haben sie ja wohl mit Gänsefedern geschrieben. Nun ja; das Geschreibe war auch danach! Himmelblau! Lyrische Gänseblumensträußchen! Erst wir Stahlfedern haben die Menschen richtig schreiben gelehrt. Uns kann man in Tinte tauchen, in Blut, in Galle und Gift, wir halten alles aus! Was glauben Sie, was ich schon alles geschrieben habe? — Ich habe nämlich für die Zeitung gearbeitet", setzte sie nach einer Weile hinzu.

"Ach, Schreiben", sagte die Hühnerfeder, "Schreiben ist dumm. Und was ist Zeitung? Die taugt doch nur dazu, Geflügel zu fengen. Die ist auch dumm!"

"Hühner sind dumm, notorisch dumm sogar", sagte die Schreibfeder. "Schreiben ist Kunst, Schreiben ist Wissenschaft."

"Erlauben Sie, das gelbe Huhn, von dem ich stamme, war nicht dumm", erwiderte die Hühnerfeder.

"Gelbes Huhn!" machte jetzt höhnisch die Pfauensefeder. "Gelbes Huhn ist gut! Wir machen Sie nichts vor, Liebe! Ich habe Ihr Huhn sehr wohl gekannt, — es war das schmutzigste, das dabei war, weil es täglich Staubbäder nahm. Aber im Grunde war es weis. Soll ich verraten, woher Sie heute so gelb sind?"

"Von Reid, von Gift und Galle!" rief die Stahlfeder dazwischen.

"Ach nein, — Gift und Galle überlassen wir Euch Schriftstellern", gab die Pfauensefeder zurück. — "Zuerst, als Ihr Huhn geschlachtet — ja wohl, geschlachtet! — worden war, haben die Kinder im Hause die Federn für ihren Indianerloppspuk benutzt. Stimmt es, oder stimmt es nicht? — Und dann hat Sie, liebe Hühnerfeder, der alte Großvater erwischt und hat seine Pfeife mit Ihnen ausgefegt! He, ist das wahr oder nicht? — Und davon sind Sie so gelb!"

"Wie können Sie das alles wissen?" erstaunte sich die Hühnerfeder.

"Nun, es war damals gerade Karneval, und der Bierrot trug mich auf seiner Klappe", antwortete die Pfauensefeder. "Ja", erzählte sie weiter, "das war noch Leben, Herrschaften! Wer von Euch hat denn überhaupt eine Ahnung, was Leben ist? Wer ist, wie ich, durch lichtfunkelnde, goldtropende Säle gewickelt? Wer hat zur Musik getanzt? Wer hat blendend schöne Frauenschultern geküßt und Mädchenwangen gestreichelt? Ja, seht mich nur an, ich, ich habe dies alles und noch viel mehr erlebt! Hängt es nicht heute noch wie farbiger Glanz an mir? — Seht, wie es funkelt! Braun, blau, grün, golden! Wer ist so schön, so prächtig wie ich?" — Und sie drehte sich und schimmerte.

"Ja, was ich geschrieben habe", meinte die Stahlfeder, "was ich geschrieben habe, war mindestens so herrlich und so bunt, wie Sie. Und auch so voll Leben, und schöne Frauen kamen genug darin vor!"

"Wenn ich reden dürfte", sagte die Matratzenfeder. "Aber wir sind diskret, wir verraten nichts."

"Es geht nichts über einen gut bürgerlichen Lebenslauf", betonte die Hühnerfeder.

"Ja, mit Indianerspielen, gelegentlich", sagte die Pfauensefeder. "Und nachher Schlafrock, Pantoffel und Pfeife!" leckte höhnisch die Schreibfeder hinzu.

"Liebe Zeit, spottet doch nicht", sagte die Bettfeder. "Es kann eben nicht jeder so interessante Dinge erleben, wie wir." "Und nicht so strahlend bunt sein, wie unsereins", meinte wohlgefällig die Pfauensefeder.

"Bitte, ich habe auch meine Farben", sagte jetzt die Schreibfeder. "Ich habe blau geschrieben, schwarz und auch rot. Ich bitte, das anzuerkennen!"

"Ist das politisch zu verstehen?" fragte die Spiralfeder. "Ich muß dann doch sagen, daß Sie recht charakterlos sind. Ein Schmod!"

"Ich meine es, wie ich es sage", rief die Schreibfeder. "Wir Lyriker wollen von Politik nichts wissen. Ich möchte nur betonen,

daß ich mindestens so bunt schillern könnte, wie die Pfauensefeder, wenn ich nur wollte!"

"Dichterische Phantasie, federleichtes Geschwätz", sagte die Matratzenfeder. "Hier kann nur mitreden, wer, wie ich, auch die Nachtseiten des Daseins kennen gelernt hat."

"Eitle, eingebildete Dinge alle miteinander!" leiste die Hühnerfeder, "was soll all euer Gerede? — Bist du etwa noch in deiner Matratze, du? Abgesetzt bist du, kannst nichts mehr tragen, weil du einen Bruch hast, meinst du, wir sehen das nicht? — Schreibst du noch Gedichte und Liebesbriefe, du Stahlfeder? Hinausgeworfen bist du, weil du unnütz geworden bist; denn du hast ja nur noch ein Bein und taugst zu keiner Arbeit mehr! — Und du, buntes, närrisches Ding, wo sind deine Mädchenschultern und Walfälle? Wo ist die Festmusik und der wirbelnde Tanz? Statt dessen haben dich die Motten halb aufgefressen! — Alle wollt ihr mehr gelten, als ihr seid! Hier aber gilt nur, wer in Bescheidenheit nichts anderes vorstellen will, als er ist. Eine einfache, ehrliche Feder!"

"Nichts als wertloses Gerümpel", sagte in diesem Augenblick jemand, — das war der Müllkutscher. Der kippte den Eimer um, — denn im Müllimer lagen sie, die vier Federn! — Kladderadatsch, da flogen sie hoch im Bogen auf den grünen Karren, — gelbe Asche, graue Asche wirbelte um sie, es rappelte von rostigen Drähten und altem Blech, es klang nach Heringen und Küchenabfall, und der Karren rumpelte und krachte und knaste, und die vier Federn hörten ihn sagen: "Ja, so ist es in der Welt, wenn Dred Mist wird, will er gefahren sein!"

Welt u. Wissen

Die Jahresringe der Perlen. Seit längerer Zeit kennt man die Bedingungen, unter denen die Perlenbildung vor sich geht. Die Muschel bemüht sich, einen eingedrungenen Fremdkörper zu vertreiben, ihn einzufassen. Aber allzu wenig wußte man noch bis vor kurzer Zeit über die genauen Bedingungen dieses Vorkommnisses, über die Art, mit der jene köstlichen Gebilde entstehen, die von der Welt so hoch bewertet werden. Es bedurfte schon eines Schrittes, den die Verehrer kostbarer Perlen sicher mißbilligen. Es mußten nämlich Perlen sorgfältig zerlegt werden, um in das Geheimnis der Perlenbildung eindringen zu können. Bei der Untersuchung der zerlegten Perlen fand man, daß das Innere stets aus drei Schichten bestand. Dabei waren die inneren Schichten stets hornartig und von Kalkrisen umgeben, während die Perlmutter-schicht außen liegt. Nun hat man aber in neuester Zeit auch noch Perlen gefunden, die nicht drei, sondern neun Schichten enthalten. Stets aber lehrt die Verwissenschaftung der Dreiteilung wieder. Dem Wiener Zoologen Professor Grobben blieb es vorbehalten, dieses Rätsel zu lösen. Er hat gefunden, daß die Perle gewissermaßen Jahresringe ansetzt. Im Winter nämlich, wenn in der Natur jegliches Leben stockt, hört auch die Perlenbildung in der Muschel auf, um erst im nächsten Jahr wieder zu beginnen. Die im Vorjahr gebildete Perle erhält also drei neue Schichten. Im nächsten Jahr kommt dann wieder eine neue Dreischicht hinzu, und auf diese Weise kann man das Alter einer in der Muschel befindlichen Perle bestimmen.

Zwei gute Witze.

Kindliche Kritik.

Das Baby will wieder einmal nicht einschlafen, und so muß sich denn der junge Vater entschließen, seine Gesangs-kunst zu betätigen. Klein-Elschen hört aus dem Nebensimmer gespannt zu und fragt dann die Mama: "Mutter, warum singt denn der Papa so viel?" — "Weil Baby nicht einschlafen will", erwidert die Mutter. — "Ach, da würde ich an Babys Stelle wenigstens so tun, als ob ich schlief, damit er endlich aufhört", bemerkt Elschen trocken.

Begeisterte Sportlerinnen.

Fräulein Emma ist begeisterte Anhängerin des Boxsports. Eines Abends wohnt sie wieder einem Kampf bei, und selbstverständlich hat sie einen Platz dicht am Ring genommen. Mit halbständiger Verpöpfung erscheint ihre Freundin Anni, mit der sie verabredet ist. "Anni, du hättest eine halbe Stunde früher hier sein müssen", ruft die Freundin erregt. "Im ersten Kampf trat ein blendend schöner Boxer auf; in den Schwergewichtsmesser des zweiten Kampfes hättest du dich auch verkehrt. Wer gewonnen hat, weiß ich nicht. Aber es war herrlich!"